

»The whole way of conflict«: Die Stadt als Ort der Greifbarkeit gesellschaftlicher Konflikte

Welche Ansätze bietet hier die kulturanalytische Stadtforschung an? Die begrifflichen Zugänge der Stadtanthropologie, auf die sie sich stützen kann, wie Offenheit, Habitus, Textur etc. sind zwar differenzorientierte Ansätze, jedoch per se nicht unbedingt problemorientiert oder im Sinne einer kritischen oder engagierten Kulturanthropologie¹ politisch motiviert. Welche Perspektivierungen ebnen hier die entsprechenden methodologischen Wege?

Die Untersuchung von städtischen Handlungszusammenhängen offenbart Stadtleben als konfliktuelle Konstellation. Vielfalt und Heterogenität der Stadtbevölkerungen implizieren Divergenzen und Konflikte: im Kleinen wie im Großen. Sie machen Stadt als Problemfeld aus, sind zugleich jedoch Teil der Anziehungskraft von Städten, Teil ihres Habitus. Walter Siebel beschreibt, wie die »Nachtseiten der Urbanität« das Wesen und auch den Reiz des Stadtlebens ausmachen: »Die große Stadt ist Ort der Organisation von Unverantwortlichkeit, Ort der Anonymität und Ort der Freiheit von sozialen Kontrollen.«²

Die Charakterisierung des Konfliktuellen soll im Folgenden auf drei regionalen und politischen Maßstabsebenen vorgenommen werden. Auf der *globalen* Ebene treten Städte als Indikatoren globaler Ungleichheiten und Asymmetrien in Erscheinung. Mit ihnen manifestiert sich ein Nord-Süd-Gefälle wirtschaftlicher Potenz und kulturell-sozialer Ungleichheiten. In globalen Megacities manifestieren sich eklatante Ungleichzeitigkeiten ökonomischer Entwicklungen, wenn etwa Favelas und ihre lokalen Ökonomien und Lebens-

1 Vgl. Ghassan Hage: *Alter-Politics: Critical anthropology and the Radical Imagination*. Carlton 2015: Melbourne University Press.

2 W. Siebel: *Was macht die Stadt urban?*, S. 11.

weisen Seite an Seite mit Gated Communities stehen: Luxuriöse Wohn- und Arbeitskomplexe in Hochsicherheitstrakten. Auf der *regionalen* Ebene treten Städte als Akteurinnen in einem Feld in Erscheinung, das durch asymmetrische strukturelle Bedingungen (Versorgung, Infrastrukturen, Erreichbarkeit unter anderem) und Standortfaktoren in Bezug auf Zentralität und Ressourcen gekennzeichnet ist. Sie betreffen das Verhältnis zwischen Städten ebenso wie die Stadt-Land-Beziehungen. Auf der *lokalen* Ebene manifestieren sich Differenzen in Form von innerstädtischen Konflikten um Raum und Ressourcen und in Bezug auf Ungleichheiten zwischen Quartieren und Nachbarschaften.

Es muss hier eine grundlegende Unterscheidung vorgenommen werden zwischen den Megacities internationaler Figuration, den in kurzen Zeiträumen stark wachsenden Großstädten, und den westlichen, aus der Industrialisierung und Modernisierung des 19. Jahrhunderts hervorgegangenen Städten, die historisch sowohl bezüglich ihrer Bausubstanz als auch ihrer zivilrechtlichen Gesellschaftsprägung durch das Modell der Europäischen Stadt vorgespurt sind. Die Riesenstädte befinden sich in Lateinamerika, in Asien – Indien, Japan und China – und in Afrika. Sie weisen imposante Wachstumsraten auf, während gleichzeitig viele europäische Städte Schrumpfungsprozessen ausgesetzt sind. In den Megacities stechen Problemlagen in Ausmaßen hervor, von denen westliche Städte weit entfernt sind. Armut und Elend, Müll, Umweltverschmutzung, Raum- und Atemnot, Wasserknappheit, unzureichende Stromversorgung, Unwetter, Krankheiten und Seuchen zählen dazu. Nahe der indischen Modellstadt Auroville bei Pondicherry zum Beispiel lebt ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung, darunter zahlreiche Roma, in und von den Müllbergen. Diese sogenannten *scavengers* haben täglich mit Krankheiten und Überleben zu kämpfen, etwa wenn Plastikflaschen verbrennen, dadurch Dioxin freigesetzt und großräumig die Luft vergiftet wird.³ Arjun Appadurai nennt sie »citizens without a city«.⁴

3 Vgl. Vinay Gidwani: The work of waste: inside India's infra-economy. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 40, 4 (2015), S. 575-595; Muhammad Asima, Syeda Adila Batoob, Muhammad Nawaz Chaudhry: Scavengers and their role in the recycling of waste in Southwestern Lahore. In: *Resources, Conservation and Recycling* 58 (2012), S. 152-162.

4 Vgl. Arjun Appadurai: Deep Democracy: Urban Governmentality and the Horizon of Politics. In: *Environment and Urbanization* 13, 2 (2001), S. 23-43, hier: S. 26.

»Während die europäische Stadt in der Tradition der demokratischen Teilhabe ihrer Bürger steht und deren größte Not durch die sozialstaatliche Intervention vereitelte (...), schreibt Jürgen Hasse, ist die planlos aus dem Boden schießende Megapolis Lateinamerikas, Asiens und Afrikas an kein Gerechtigkeitsversprechen gebunden. Seit der Beschleunigung der Globalisierung reißt in ihnen deshalb auch die Schere zwischen extremster Armut und obszönem Wohlstand immer weiter auf. (...) Dabei stellt sich schon die materielle Seite des Slums als Lebensraum der Ärmsten« als nicht einfach zu fassen dar. »In den Slums sind die Baumaterialien des Wohnens nicht Glas, Stahl und hochwertige Kunststoffe, sondern Plastikmüll, Abfallholz und Betonbrocken aus dem Bauschutt vom Rande der besseren Quartiere.«⁵

Saskia Sassen charakterisiert prägnant die Probleme der großen Städte angesichts der globalisierungsbedingten Herausforderungen. Sie sind Schauplätze von Krieg, Segregationskonflikten, Armut, Rassismus und religiösem Hass. Während die vormodernen und modernen Städte Konflikte vielfach über gemeinsame Handelsbeziehungen regulierten konnten, treten mit der späten Moderne neue Konfliktformen auf, die die Soziologin in drei Bereiche kategorisiert. Zum ersten handele es sich um asymmetrische Kriege und Terroranschläge, zum zweiten um die Folgen der globalen Erwärmung, die sich in Klimakatastrophen und Energieknappheiten zeigen. Zum dritten hätten Städte es zunehmend mit deregulierter Gewalt zu tun, etwa Banden- und Drogenkriegen.⁶

Die Probleme der Megacities, das heißt globale Herausforderungen, berühren ebenso wie die postkolonialen politischen Entwicklungen zunehmend die geordnete europäische Stadt und damit auch die Stadtforschung. Dies fordert erweiterte stadtwissenschaftliche Horizonte heraus und lässt die Gesellschaftsanalyse als Parameter der Stadtforschung umso dringlicher erscheinen.

Die Konfliktdimensionen der europäischen Stadt lassen sich sowohl nach innen als auch nach außen hin festmachen. Es gibt sichtbare und solche, die sich den Blicken zunächst entziehen. Zum einen haben wir es in den Städten mit normalen gesellschaftlichen Problemen zu tun, die mit der Heterogenität der Interessen und den sozial-kulturellen und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten zu tun. Probleme von Armut und Knaptheit und der ungleichen

5 J. Hasse: »Stadt« als schwimmender Terminus, S. 329.

6 Vgl. Saskia Sassen: The urbanizing of global challenges. Can cities reinvent their civic capacities? In: Dérive: Understanding Stadtforschung 40-41 (2010), S. 16-19, hier: S. 17f.

Ressourcenverteilung führen bei einem Teil der Bevölkerung zu endemischer Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, verringriger oder geringer Versorgung mit Sozialleistungen. Die Spanne reicht von unzureichender medizinischer Betreuung über Lohn- und Rentendisparitäten, digitalen Ungleichzeitzigkeiten bis hin zur Knappheit an Kindergarten- oder Ausbildungsplätzen.

Auch wenn einige der aufgeführten Probleme ortsunspezifisch sind, also nicht eine Besonderheit des Stadtlebens, zeigen sie sich in den Städten in überdeutlicher Weise. Neben existentiellen Problemlagen gibt es strukturelle, die politische Teilhabe der Bevölkerung, also das Funktionieren der städtischen Demokratien betreffende Probleme, wie das Mitspracherecht und das Recht auf Nutzung der öffentlichen Stadträume. Und es gibt ideologische Probleme, die mit Vorurteilsbildung und Ausgrenzung zu tun haben.

Probleme der Exklusion und Stigmatisierung gegenüber den, dem äußeren Anschein nach als ‚fremd‘ etikettierten Bevölkerungsgruppen: Migrant_innen, Flüchtlinge, Asylbewerber_innen, Papierlose, Wanderarbeiter_innen... als reale, soziologisch beschreibbare Gruppe ebenso wie als Projektion sind in den Städten spür- und erkennbar. In der Geschichte der Urbanisierung haben sie stets eine große Rolle gespielt und sich auf unterschiedlichen Ebenen bemerkbar gemacht: z.B. in Form von manifester Kriminalität oder von Furcht vor möglichen kriminellen Akten.

Kriminalität als Gefahr und Diskurs: Gesellschaftliche Verunsicherungen

Mit der beginnenden Moderne wurde diskursiv ein enger Zusammenhang zwischen Stadt und Verbrechen hergestellt. Die Stadt wurde als »bedrohlicher Moloch (gesehen), in dem Armut, Tod, Sünde und unübersichtliches Chaos gedeihen«⁷. Tatsächlich war und ist sie ein Ort, an dem aufgrund seiner Dichte lebensbedrohende Infektionskrankheiten und Seuchen auftreten, an denen – etwa im 19. Jahrhundert – bisweilen über die Hälfte der Bevölkerung starb.⁸ Verbrechen schürten die Angst der Stadtbewohner_innen, während sie gleichzeitig zum Gegenstand und Stoff der Alltagskommunikation wurden.

7 Vgl. I. Breckner, M. Bricololi: (Un-)Sicherheiten, S. 22.

8 Vgl. Rolf Lindner: Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtgeschichte. Frankfurt/M. 2004. S. 23f.

Der Grazer Architekturtheoretiker Michael Zinganel belegt in seinem bemerkenswerten Buch über den Zusammenhang zwischen Stadtentwicklung und Verbrechen – für manche Ohren provozierend –, dass die Stadt ohne Verbrechen wirtschaftlich nicht überleben kann. Zinganel führt, am Beispiel der Stadt Wien, überzeugende Belege für seine These an. Es lohnt sich, auf sie näher einzugehen, allein weil seine Argumentation, bezogen auf die aktuellen Sicherheitsdiskurse in den Städten, ins Schwarze trifft.

Die gegenwärtigen Sicherheitsdiskurse warnen vor vielfältigen städtischen Gefahren, die dabei meist vage bleiben: Gefahren in der Dunkelheit, in den Stadtparks, in engen Gassen und Unterführungen, in den ärmeren, von der öffentlichen Hand vernachlässigten Stadtquartieren. In die Mädchensozialisation fließen auf vielfachen Ebenen Warnungen vor mutmaßlich kriminellen »fremden Männern«⁹, die sich mit herrschenden politischen Bedrohungsszenarien vermischen. Kinderbücher, Jugendliteratur, später Belletristik und Krimis stellen einen Zusammenhang zwischen Alltag und Stadtgefahren her und schüren gleichfalls Ängste. Von »Kriminalität« hört man in Alltagsgesprächen, liest in der Tageszeitung, erfährt man aus Radio und Fernsehen. Allabendlich laufen Fernsehkrimis über die Bildschirme: Sie gehören zu den Sendungen mit den höchsten Einschaltquoten. Parallel dazu haben in den realen Lebenswelten mit zunehmendem Voranschreiten der Moderne die städtischen Kriminalitätsraten deutlich abgenommen und sinken weiterhin. Wie erklärt man sich dennoch die Ängste der Stadtbewohner_innen vor Gefahren und das ihnen entgegengebrachte, immer engmaschigere Sicherheitsdispositiv, das es im Grunde selbst ist, das einen Großteil der Alltagsängste erst erzeugt? Mit elektronischen Abwehr- und Überwachungsanlagen tritt dieses Dispositiv immer deutlicher und stadtbildprägend in Erscheinung. Es geht einher mit dem wachsenden Aufgebot an privaten und halbprivaten Sicherheitskräften, die das in der Verfassung verankerte staatliche Gewaltmonopol in einer die Demokratie gefährdenden Weise aufweichen.

Was hat es mit der Stadtangst auf sich? Wie jede andere Befindlichkeit in der Gegenwart ist sie eine historisch begründete Emotion, ein kultureller Affekt, und lässt sich nicht allein auf eine individuelle, natürliche Haltung zu Vorsicht reduzieren. Die Soziologin Ingrid Breckner, die mit internationalen Kolleg_innen eine gesamteuropäische Untersuchung über Unsicherheiten in

9 Vgl. Maria Koch: Frauen erleben Stadt. Die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Raum. Marburg 2013.

den Städten durchgeführt hatte, schreibt, dass Modernisierungsprozesse immer mit Verunsicherungen einher gegangen sind.¹⁰ Mit Moderne und Industrialisierung haben sich die Städte baulich und sozial dem wirtschaftlich notwendigen Bevölkerungszuzug geöffnet. Die mittelalterlichen Ummauerungen wurden abgetragen und die Städte um Vorstädte erweitert, welche sowohl die neu zugezogene Arbeits- und Wohnbevölkerung aufgenommen haben als auch Fabriken und Werkstätten. Dieses Städtewachstum war unvorstellbar rasch und ausgreifend. Viele Industriestädte haben innerhalb nur eines Jahrzehntes ihre Einwohnerzahl verdoppelt oder sogar verdreifacht. Berlins Bevölkerung zum Beispiel stieg zwischen 1871 und 1900 von 826'000 auf drei Millionen Einwohner_innen¹¹. Die neue Zeit brachte Beschleunigungen mit sich, wie die erhöhte Geschwindigkeit der Verkehrsmittel und das technische Novum der Elektrifizierung. Auch sie ängstigten die Menschen zunächst.

Gesellschaftlicher Wandel verunsichert, da die Zukunft der Entwicklungen ungewiss ist und man sich zur eigenen Versicherung an die Gewissheiten der Gegenwart klammert. Sicherheitsdenken fällt also zu einem geringeren Teil in das Reich der Tatsachen: vielmehr handelt es sich um mentale Konstruktionen. Die europaweit angelegte Studie von Breckner und anderen hat gezeigt, dass die individuelle »Befürchtung, Opfer eines kriminellen Delikts im öffentlichen Raum zu werden, weniger mit« kriminalstatistischen Tatsachen zu tun hat als mit »persönlichen Sicherheitskonstrukten«.¹² »Eine direkte Korrelation zwischen Kriminalitätsfurcht und Kriminalitätsstatistik gibt es nicht.«¹³

Die meisten Gefahren lauern dort, wo die wenigsten sie vermuten: im privaten Raum. Eine Pionierstudie in der Schweiz von Alberto Godenzi hat in den 1990er Jahren erstmals für Europa das enorme Ausmaß der Gewaltdelikte im sozialen Nahraum belegt: Gewalt in Familien, zwischen Ehepartner_innen, gegenüber Kindern – Delikte, die bis dahin nicht als Teil der staatlichen Gewaltstatistiken aufgeführt wurden.¹⁴

Zwei ungewohnte und diskussionsbedürftige Überlegungen seien an dieser Stelle ins Feld geführt. In den gegenwärtigen Diskursen um die Sicherheitsgesellschaft nehmen sie trotz ihrer breiten empirischen Grundlage eine

¹⁰ Vgl. I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 22.

¹¹ Baedeker 1912, zit. n. D. Stratigakos: Women in the Modern Metropolis, S. 286.

¹² Vgl. I. Breckner, M. Bricocoli: (Un)Sicherheiten, S. 28.

¹³ B. Michel: Stadt und Gouvernementalität, S. 65.

¹⁴ Alberto Godenzi: Gewalt im sozialen Nahraum. Basel 1993.

Randstellung ein. Ingrid Breckner sagt, dass der Blick in die sozialhistorische Stadtwerdung zeigt:

»Sie hätte verdeutlichen können, dass moderne Verunsicherungen vielfach Möglichkeiten für notwendige gesellschaftliche Veränderungen eröffnet haben. (...) Unsicherheiten werden mit der Neugierde auf Veränderung und dem Mut zum Perspektivenwechsel im Denken und Handeln potenziell auch emanzipatorisch und/oder innovativ produktiv. Angstbasierte Sicherheitskonstrukte erweisen sich demgegenüber im gesellschaftlichen wie im individuellen Alltag häufig als Entwicklungsblockaden und tendieren so eher zur Reproduktion von Angst und Verunsicherung als zur Unterstützung souveräner Handlungskompetenz in sich verändernden gesellschaftlichen Räumen.«¹⁵

Dieser Gedanke liegt auch den bereits skizzierten Konzepten einer offenen Stadt zugrunde, wie unter anderem Wolfgang Kaschuba und Rolf Lindner sie vertreten. Wer Stadt in ihrer Offenheit begreift, muss sich an »sozialer Heterogenität, kultureller Vielfalt und symbolischer Vielsprachigkeit« orientieren.¹⁶ »Die Kultur der städtischen Lebensform ist (...) gleichbedeutend mit Offenheit, Offenheit sowohl im Sinne des Unvoreingenommenen wie des Zugänglichen, im Sinne des Unentschiedenen wie des noch nicht Abgeschlossenen, des Experimentellen wie des nicht Planbaren.« Die große Stadt, das ist ihre Realität wie ihre Illusion zugleich, ist »ein Möglichkeitsraum, der Gelegenheiten zur Verwirklichung von Ideen, Plänen, Wünschen bietet, ein individuelles, kulturelles und soziales Labor«, das dem Zufall Raum gewährt.¹⁷ Offenheit ist zudem eine Disposition des Individuums, die erlernbar ist: ein Denk- und Seinsmodus, der durch Sozialisationsinstitutionen und Medien vermittelt werden kann.

Kommen wir noch einmal zur Frage zurück, wie Stadtangst konfiguriert wird. Ein weiteres Ergebnis der europaweiten Studie von Breckner et al. ist, dass lokale Probleme von der Bevölkerung häufig durch den Filter der Wahrnehmung globaler Probleme betrachtet werden. »Globale Probleme wie religiöse Konflikte, Terrorismus, ökologische Zerstörungen, transnationale Kriminalität« (Drogenkartelle, Mafia, Wirtschaftskriminalität, Geldwäsche etc.) oder Überbevölkerung beeinflussen die Wahrnehmung« kleinräumiger

15 I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 23.

16 Vgl. W. Kaschuba: Urbane Identität, S. 10.

17 R. Lindner: Offenheit, S. 388.

Probleme im alltäglichen Umfeld.¹⁸ Diesem Aspekt kann man sich nur schwer entziehen. Ein weiterer Verunsicherungsfaktor sind die gesellschaftlichen Probleme und der soziale Wandel, dessen negative Begleiterscheinungen gegenüber den Vorteilen und dem Zukunftsweisenden in der Wahrnehmung überwiegen. Gesellschaftliche Umbruchphänomene wie Arbeitslosigkeit, ökonomischer Strukturwandel, politischer Einflussverlust und mögliche Überforderungen, die mit Durchmischung, Differenzerfahrung und ihren Mediatisierungen zu tun haben, prägen die urbanen Alltage und vermitteln sich über Erfahrungen und Narrationen.¹⁹

Ein weiterer Angstfaktor liegt, Breckner und Bricocoli zufolge, in der Raum- und Sozialstruktur selbst begründet. Viele Stadtbewohner_innen fühlen sich unsicher, wenn Orte, Plätze, Straßen leer sind, unbelebt und dadurch frei von sozialer Kontrolle, die Gefühle nicht nur von Enge, sondern auch von Sicherheit erzeugt. Oder auch, wenn sie von einzelnen Gruppen exklusiv genutzt werden: wenn etwa die sozialräumliche Präsenz von Jugendlichen, Wohnungslosen oder Drogenkranken überwiegt, diese zum Stein des Anstoßes werden lässt und ihre Räume zu Gefahrenräumen herbeigeredet werden. Dies führt zu Vermeidungsverhalten, welches wiederum mit einer Einschränkung von Raumkenntnis und Raumvertrautheit einhergeht:

»Die Vermeidung solcher Orte verhindert die Information über das dortige reale Geschehen und ermöglicht so negative Stigmatisierung oder gar Dämonisierung solcher Orte (...). Analog dem Gespenst vom ›schwarzen Mann‹ entsteht der Mythos des insbesondere bei Dunkelheit gefährlichen Raums, der sich in der Fantasie der Menschen dann auch als stabiler Angstraum etablieren kann. Fragt man Menschen, wie oft sie beängstigende Räume tatsächlich betreten und welche Erfahrungen sie dort gemacht haben, zeigt sich nämlich, dass ihr Bild von der diesen Räumen zugeschriebenen Unsicherheit meistens eine Konstruktion auf der Basis von ›Hörensagen‹ oder Projektionen aufgrund medialer Berichterstattung ist. (...) Die Wahrnehmung von Unsicherheit im öffentlichen Raum ist somit wesentlich geprägt durch fehlende Praxis in diesen Räumen. Dasselbe gilt auch für die Wahrnehmung von Stadt: Je mehr praktische Berührung Menschen mit städtischen Strukturen und Prozessen in ihrem Alltag haben (und das haben Vorstadtbewohner_innen und Pendler_innen immer weniger, jr),

¹⁸ I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 26.

¹⁹ So eine von Breckner zitierte Studie für die BRD, die Heitmeyer und Hüpping 2006 durchgeführt haben; vgl. dies., S. 31.

umso souveräner gehen sie mit städtischen Räumen um und erkennen darin sowohl deren subjektive und objektive Chancen wie Risiken.«²⁰

Eine Variante des Befundes der fehlenden sozialen Kontrolle sind die Durchgangsorte, die in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen haben. Der französische Ethnologe Marc Augé hat 1994 Bahnhöfe, Flughäfen oder Einkaufsmalls als Transit-Orte oder Nicht-Orte bezeichnet. Sie weisen durch ihre hohe und wechselnde Besucherfrequenz und eine geringe Aneignungsqualität den Charakter von Menschenumschlagplätzen auf: »Hier fühlen sich die Menschen weniger verantwortlich für das soziale, materielle und regulative Geschehen als (beispielsweise) im eigenen Wohnumfeld, (sie) laufen schnell aneinander vorbei, ohne auf ihre mittelbare Umgebung zu achten«.²¹

Fassen wir die genannten Angstfaktoren mit den Worten der Soziologin noch einmal zusammen:

»Die Befunde (...) zeigen, dass Unsicherheiten in dem Maße zunehmen, in dem die Handlungskompetenz der befragten Bevölkerung in der Gestaltung des Alltags erodiert. Die Gründe hierfür (...) reichen von Desinteresse an der selbständigen Bewältigung des städtischen Alltags und fehlenden oder falschen Informationen über die städtische Wirklichkeit, über gesundheitliche, wirtschaftliche, sozial-kulturelle oder politische Einschränkungen bis hin zur intransparenten Durchsetzung spezifischer Interessen in der Gestaltung städtischer Räume sowie globalen Gefahren, denen sich die befragte Wohnbevölkerung ohnmächtig gegenüber sieht.«²² »Der Umbau der Wohlfahrtssysteme stellt Menschen in allen europäischen Ländern vor eine große Herausforderung, weil er tradierte Sicherheiten (...) in Frage stellt.«²³

Nun zur zweiten Überlegung im Hinblick auf städtische Unsicherheit oder Kriminalitätsfurcht. Sie bereichert die Kulturanalyse und erweist sich als ein wichtiger relativierender Denkhintergrund. Aus der Beschäftigung mit Stadtgeschichte und Urbanität heraus wird deutlich, dass der Lebensraum Stadt parallel als Zug und Druck dargestellt wird: einerseits als erstrebenswert, als Ort der Moderne, der Demokratie und der Glückssuche des Einzelnen, anderseits als Ort der Sittenwidrigkeit, des Lasters und des Verbrechens (im Sinne von Gesetzesbruch). Beide Dimensionen sind dergestalt miteinander ver-

20 Ebd., S. 30.

21 Ebd., S. 33.

22 Ebd., S. 34.

23 Ebd., S. 40.

schränkt, dass nur der Zugriff auf das Tabuisierte Aufschluss über die Gründe dieser ambivalenten Verschränkung geben kann.

Die »Produktivkraft des Verbrechens«

Michael Zinganel's These lautet, dass die Ökonomie der Stadt des Verbrechens bedarf, um existieren zu können: ja sogar, dass im Verbrechen und allen ihm anhängenden Berufs- und Unternehmenszweigen eine Produktivkraft innerwohne, die die Gesellschaftsdynamik voranbringe. Diese These fußt auf einer Reflexion des Philosophen und Gesellschaftstheoretikers Karl Marx im 19. Jahrhundert:

»Ein Philosoph produziert Ideen, ein Poet Gedichte, ein Pastor Predigten, ein Professor Kompendien und so weiter. Ein Verbrecher produziert Verbrechen. Betrachtet man näher den Zusammenhang dieses letzteren Produktionszweigs mit dem Ganzen der Gesellschaft, so wird man von vielen Vorurteilen zurückkommen. Der Verbrecher produziert nicht nur Verbrechen, sondern auch das Kriminalrecht und damit auch den Professor, der Vorlesungen über das Kriminalrecht hält (...). Der Verbrecher produziert ferner die ganze Polizei und Kriminaljustiz, Scherzen, Richter, Henker, Geschworene und so weiter: und alle diese verschiedenen Gewerbszweige, die ebenso viele Kategorien der Teilung der gesellschaftlichen Arbeit bilden, entwickeln verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, schaffen neue Bedürfnisse und neue Weisen ihrer Befriedigung. Die Tortur allein hat zu den sinnreichsten mechanischen Erfindungen Anlaß gegeben und in der Produktion ihrer Werkzeuge eine Masse ehrsamer Handwerksleute beschäftigt. Der Verbrecher produziert [nicht nur] das Kriminalrecht, nicht nur Strafgesetzbücher und damit Strafgesetzgeber, sondern auch Kunst, schöne Literatur, Romane und sogar Tragödien.«²⁴

Zinganel erweitert den Marxschen Gedanken der Produktivkraft des Verbrechens, indem er mit Zahlen und Beispielen das Dispositiv des Verbrechens mit Polizeiapparat, Justiz, Gefängnissen, Rehabilitationsinstitutionen als

²⁴ Vgl. Karl Marx: Theorien über den Mehrwert. Erster Teil. In: Ders., Friedrich Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1985, S. 363; Karl Marx, zit. n. Michael Zinganel: Real Crime. Architektur, Stadt & Verbrechen. Zur Produktivkraft des Verbrechens für die Entwicklung von Sicherheitstechnik, Architektur und Stadtplanung. Wien 2003, S. 13f.

fundamentale Grundlage der Stadtökonomie der Gegenwart veranschaulicht. Das Spektrum an Maßnahmen zur Sicherung bestehender Verhältnisse und zur »Gefahrenabwehr« ist breit. Es reicht von Türschlössern bis zu Alarmanlagen, von der öffentlichen Beleuchtung bis zur Videoüberwachung, von baulichen Maßnahmen im Kleinen zu militärstrategischen Stadtanlagen²⁵ im Großen. Die öffentliche und private Sicherheit zählt aktuell zu den Wachstumsmärkten.²⁶ Dieser Befund tritt als Widerspruch auf, als Inkongruenz, als etwas, das nicht zur Deckung kommt. Er verweist darauf, wie sehr die Gesellschaft Kriminalität normalisiert hat, obwohl sie Kriminalität diskursiv als Abnormität definiert, in Abhebung von der Norm des rechtschaffenen, ehrlichen und arbeitsamen Bürgers, der tugendhaften Bürgerin, die ihr zentraler ideologischer Maßstab ist. Wo Wirklichkeit und Diskurs einander eklatant widersprechen, findet die empirische Kulturforschung in der Regel Schlüsselstellen für die Kulturanalyse. Die Frage lautet daher: Worauf verweist die Ambivalenz des Verbrechens in der bürgerlichen Gesellschaft?

»Der Verbrecher, so Marx, unterbricht die Monotonie und Alltagssicherheit des bürgerlichen Lebens. Er bewahrt es damit vor Stagnation und ruft jene unruhige Spannung und Beweglichkeit hervor, ohne die selbst der Stachel der Konkurrenz abstumpfen würde. Er gibt so den produktiven Kräften einen Sporn.«²⁷ Kultur und Ökonomie werden hier in einen Bezug zueinander positioniert, der das Verbrechen als *conditio sine qua non* der Gesellschaft postuliert. Mit der aufkommenden Moderne, so Zinganel, »ist der ›Thrill‹ des Verbrechens (...) zum zentralen Verkaufsfaktor einer gewinnorientierten Kulturindustrie geworden: *crime sells*, in den Tageszeitungen, in Wachsfigurenkabinetten, in Detektivromanen und (...) im Kino.«²⁸ Gleichzeitig haben diese Diskurse auch eine Kehrseite: Sie schüren die Ängste, denen sie zuvorzukommen versprechen. Dies ist ein typischer Effekt des aktuellen Sicherheitsdiskurses: nämlich, dass er sich selbst zu legitimieren scheint, indem er an Unsicherheiten gemahnt und dadurch Angst hervorruft. Die »Angst vor dem ›Verbrechen‹ [wird] im Alltagsleben produziert und reproduziert, [und] in Architektur und Stadtplanung umgesetzt«. Sie trägt dazu bei, »wirksame Feindbilder und Risikoszenarien zu etablieren, (...) (bauliche) Präventionsmaßnah-

25 Vgl. M. Zinganel: *Real Crime*, S. 16.

26 Vgl. ebd., S. 18.

27 Vgl. K. Marx: *Theorien über den Mehrwert*, S. 363, zit. n. M. Zinganel: *Real Crime*, S. 14.

28 M. Zinganel: *Real Crime*, S. 15.

men zu legitimieren, welche sich schlussendlich in international angeglichenen (Bau-)Normen und Versicherungspolizzen niederschlagen.«²⁹

Angst und Bedrohung als gesellschaftliche Wirkmächte, ja Produktivkräfte, durchziehen die Gesellschaft wie ein »Hintergrundrauschen«.³⁰ Die »Angst vor dem ›Verbrechen‹, aber auch vor dem Fremden, vor unvertrauten Räumen und unbekannten Personen wird bei der Mehrheit des Mittelstandes in den westlichen Ländern, so Zinganel, in der Regel nicht durch persönliches Erleben oder Erleiden, sondern durch mediale Überlieferungen begründet.«³¹ Diesem diskursiven Mechanismus unterliegen insbesondere gesellschaftliche Verhältnisse und Entwicklungen, die sich – historisch präfiguriert – als angstbesetzte Problembereiche anbieten, politisch-ideologisch instrumentalisiert zu werden. Die kritische Gesellschaftstheorie geht davon aus, dass solche diskursiven Zusätzungen gesellschaftliche Transformationsprozesse abbilden und begleiten – Transformationsprozesse, die stets, das ist ihr Strukturmerkmal, mit krisenhaften Entwicklungen einhergehen.

Krise, Migration und Integration

Wenn Städte diejenigen Orte und RaumZeiten betreffen, an denen gesellschaftliche und politische Probleme ihr zeitgenössisches Gesicht zeigen, dann sind sie Orte der Veränderung und folglich der Krise. Der Begriff der Krise ist hilfreich, um das Ineinandergreifen dreier Bereiche zu differenzieren: die Tatsache der steten dynamischen Veränderung von Gesellschaft zum einen, die politisch-ideologische Reaktion hierauf zum zweiten sowie den lebensweltlichen Impakt von Krise zum dritten. Ich möchte dieses Verhältnis knapp und aus der kulturanalytisch-akteurszentrierten Perspektive mit ihrem Blick auf das Verhältnis zwischen Struktur und Handlung skizzieren.

Als Diskurs verweist ›Krise‹ auf Umbruch, Gefahr und die Unwägbarkeit des Zukünftigen, seine Kontingenz – eine Zeit, in der »eine Entscheidung fällig (...), aber noch nicht gefallen« ist³². Kontingenz, so Jörn Rüsen, ist »eine Zeitqualität, die quer zur Perspektive der Erwartung liegt. (...) In Hin-

²⁹ Ebd., S. 18.

³⁰ Ebd., S. 20.

³¹ Ebd., S. 21.

³² Vgl. Reinhart Koselleck: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M. 1979, S. 105; ders.: »Krise«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4. Hg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer. Darmstadt 1976, Sp. 1236-1241.